

HEYNE <

DAS BUCH

In der Wildnis der Rocky Mountains unternimmt Grady Adams einen einsamen Spaziergang mit seinem Hund. Auf einer Waldlichtung entdecken sie Unglaubliches: Zwei schneeweiße Wesen, hundeähnlich, aber eindeutig keine Hunde, grazil wie Katzen, mit Gesichtern wie Otter. Wieder zu Hause angekommen, ruft Grady seine Freundin Cammy, eine Tierärztin, die die beiden erstaunlich zutraulichen Tiere genau untersucht. Ihr Ergebnis ist eindeutig: Derartige Tiere hat man auf der Welt noch nie gesehen. Aber woher stammen sie dann? Und wieso sind sie gekommen? Die geheimnisvollen Existenzen bleiben nicht lang verborgen: Ehe Grady und Cammy sich versehen, riegeln Soldaten und Wissenschaftler im Namen der nationalen Sicherheit das Gebiet ab und sperren die Tiere in Käfige. Aber stellen sie wirklich eine Gefahr dar? Oder droht die Gefahr von ganz woanders?

DER AUTOR

Dean Koontz wurde 1945 in Pennsylvania geboren und lebt heute mit seiner Frau in Kalifornien. Seine zahlreichen Romane – Thriller und Horrorromane – wurden in 38 Sprachen übersetzt und sämtlich zu internationalen Bestsellern. Weltweit wurden bislang fast 400 Millionen Exemplare seiner Bücher verkauft. Zuletzt bei Heyne erschienen: »Blindwütig«.

Ein Werkverzeichnis des Autors finden Sie am Ende dieses Buchs.

**DEAN
DIE KOONTZ
UNBEKANNTEN**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Ursula Gnade

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe BREATHLESS
erschien bei Bantam Books, New York.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2011
Copyright © 2009 by Dean Koontz
Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Henriette Zeltner

Satz: Leingärtner, Nabburg

eISBN 978-3-641-07846-1

www.heyne.de

Für Äsop.

Mit sechsundzwanzig Jahrhunderten Verspätung.

*Ich entschuldige mich dafür,
dass es so lange gedauert hat.*

*Und wie immer und ewig
für Gerda.*

Die Naturwissenschaften dürfen der Philosophie
nichts aufzwingen,
ebenso wenig, wie das Telefon uns vorschreiben darf,
was wir sagen sollen.

– G.K. Chesterton

Erster Teil

Leben und Tod

1

Einen Moment vor der Begegnung überkam Grady Adams das seltsame Gefühl, er und Merlin seien nicht allein.

Grady und der Hund gingen täglich bei jedem Wetter zwei Stunden durch Wälder und Wiesen spazieren. In der Wildnis musste er an nichts anderes denken als an die Gerüche, die Geräusche und die Oberflächenbeschaffenheit der Natur, an das Spiel von Licht und Schatten, an den Weg, der vor ihnen lag, und den Heimweg.

Generationen von Rotwild hatten diesen Pfad durch den Wald zu einer Wiese ausgetreten, auf der Gras und duftender Klee wuchsen.

Merlin lief voraus, aber anscheinend waren ihm die Spuren der Rehe und die Möglichkeit, einen Blick auf ihre weißen Spiegel zu erhaschen, gleichgültig. Er war ein drei Jahre alter Irischer Wolfshund mit einem Gewicht von zweiundsiebzig Kilogramm, maß vom Widerrist bis zum Boden neunzig Zentimeter und trug den Kopf auf einem muskulösen Hals noch ein Stückchen höher.

Das raue Fell des Hundes war eine Mischung aus Aschgrau und dunklerem Anthrazit. Im Schatten der immergrünen Bäume schien auch er manchmal selbst nur ein Schatten zu sein, aber keiner, der an seinen Ursprung gebunden war.

Als sich der Pfad dem Waldrand näherte, wirkte der Sonnenschein jenseits der Bäume plötzlich eigenartig.

Das Licht nahm eine kupferne Färbung an, als sei die Welt verhext und hätte sich Stunden vor der Zeit dem Sonnenuntergang entgegengedreht. Die Nachmittags-sonne schien mit einem funkelnden Paillettenschimmer auf die Wiese.

Als Merlin zwischen zwei Kiefern auf das offene Gelände hinaustrat, wurde Grady von einer unbestimmbaren Furcht gepackt, der Vorahnung einer bevorstehenden Kontaktaufnahme. Er zögerte im Dunkel des Waldes, bevor er dem Hund folgte.

Auf der Lichtung hatte das Licht weder den kupfernen Schimmer noch den Paillettenglanz, den es aufzuweisen schien, solange man zwischen den Bäumen stand. Der blassblaue Himmelsbogen und das smaragdgrüne Rund des Waldes fassten die Wiese ein.

Keine Brise versetzte das goldene Gras in Bewegung, und der späte Septembertag war so still wie ein unterirdisches Gewölbe.

Merlin stand mit erhobenem Kopf regungslos da, den wachsamen Blick gebannt auf etwas Fernes in der Wiese gerichtet. Wolfshunden sagt man nach, sie hätten schärfere Augen als jede andere Hunderasse.

Gradys Nacken prickelte immer noch. Die Vorstellung, etwas Unheimliches würde sich ereignen, ließ ihn nicht los. Er fragte sich, ob dieses Gefühl seiner eigenen Intuition entsprang oder ob es sein konnte, dass es durch die Anspannung des Hundes ausgelöst worden war.

Grady blieb neben dem imposanten Hund stehen und hielt Ausschau danach, was sein Begleiter sah. Er musterte aufmerksam das Gelände, das sich nach Süden hin leicht

abschüssig bis zu einem weiteren großflächigen Waldstück erstreckte. Nichts rührte sich ... bis sich doch etwas rührte.

Eine weiße Gestalt, geschmeidig und flink. Und dann noch eine.

Die beiden Tiere schienen nicht zielgerichtet, sondern infolge ihres Spiels die Wiese heraufzukommen. Sie jagten einander, purzelten hin, rollten sich herum, sprangen wieder auf und forderten sich mit einer übermütigen Ausgelassenheit, die man nicht mit Kampfeslust verwechseln konnte, von neuem gegenseitig heraus.

Dort, wo das Gras höher wuchs, verschwanden sie beinahe, aber oft waren sie voll und ganz zu sehen. Da sie jedoch ständig in Bewegung waren, ließ sich ihre exakte Erscheinung nur schwer bestimmen.

Ihr Fell war komplett weiß. Sie mochten um die fünf- undzwanzig Kilo wiegen, vielleicht etwas mehr oder weniger, und sie hatten die Größe von mittelgroßen Hunden. Aber es waren keine Hunde.

Sie schienen so gelenkig und schnell wie Katzen zu sein. Aber es waren auch keine Katzen.

Obwohl er bis zu seinem siebzehnten Lebensjahr in diesen Bergen gelebt hatte und vor vier Jahren im Alter von zweiunddreißig zurückgekehrt war, hatte Grady solche Geschöpfe noch nie gesehen.

Merlins kräftiger Körper war angespannt, während er die verspielten Wesen beobachtete.

Da er ihn schon als Welpen bekommen, ihn großgezogen und die letzten drei Jahre fast ausschließlich in Gesellschaft des Hundes verbracht hatte, kannte Grady ihn

gut genug, um sich ein Bild von seinen Gefühlen und seiner Gemütsverfassung zu machen. Merlin war fasziniert, stand aber auch vor einem Rätsel, und seine Verwirrung ließ ihn auf der Hut sein.

Die unbekanntes Wesen waren groß genug, um beängstigende Raubtiere abzugeben, falls sie Krallen und scharfe Zähne besaßen. Auf diese Entfernung konnte Grady nicht bestimmen, ob es sich um Fleischfresser, Allesfresser oder Pflanzenfresser handeln mochte, doch die letzte Kategorie war wohl die unwahrscheinlichste.

Merlin schien keine Angst zu haben. Aufgrund ihrer Körpergröße, ihrer Kraft und ihrer Tradition als Jagdhunde waren Irische Wolfshunde so gut wie furchtlos. Ungeachtet ihrer friedfertigen Veranlagung und ihrer liebevollen Wesensart war es schon vorgekommen, dass sie sich Wolfsrudeln entgegengestellt oder einen angreifenden Pitbull mit einem einzigen Biss und einem brutalen Schütteln getötet hatten.

Als die Geschöpfe mit dem weißen Fell noch etwa zwanzig Meter weit entfernt waren, nahmen sie wahr, dass sie beobachtet wurden. Sie blieben stehen und hoben ihre Köpfe.

Der vogellose Himmel, die schattigen Wälder und die Wiese lagen weiterhin in gespenstischer Stille da. Grady hatte die eigentümliche Vorstellung, wenn er sich bewegte, würden seine Stiefel dem Boden keinen Laut entlocken, und wenn er rief, würde er keine Stimme haben.

Um den Mann und den Hund besser sehen zu können, erhob sich eines der weißen Geschöpfe und hockte sich nach Art eines Eichhörnchens auf seine Hinterläufe.

Grady wünschte, er hätte ein Fernglas dabei. Soweit er erkennen konnte, hatte das Tier keine vorspringende Schnauze; seine schwarze Nase befand sich fast auf einer Ebene mit den Augen. Die Entfernung verhinderte jede eingehendere Analyse.

Abrupt stieß der Tag die angehaltene Luft aus. Eine Brise seufzte in den Bäumen hinter Grady.

Auf der Wiese ließ sich das Geschöpf wieder auf alle viere fallen und raste mit dem anderen davon, wobei die Tiere eher zu gleiten als zu rennen schienen. Schon bald verschwanden ihre geschmeidigen weißen Umrisse in dem goldenen Gras.

Der Hund blickte fragend zu ihm auf. Grady sagte: »Lass uns doch mal nachsehen gehen.«

Dort, wo die mysteriösen Tiere herumgetollt waren, war das Gras plattgedrückt und zertrampelt. Kein nackter Erdboden bedeutete: keine Abdrücke von Pfoten.

Merlin führte seinen Herrn über den Pfad, bis die Wiese endete und der Wald weiterging.

Der Schatten einer Wolke glitt über sie und schien in den Wald gezogen zu werden wie Rauch in einen Abzug.

Als er durch die dichten Bäume ins düstere Waldesinnere blickte, fühlte Grady sich beobachtet. Falls die beiden Geschöpfe mit dem weißen Fell klettern konnten, hielten sie sich möglicherweise in einem hoch gelegenen grünen Unterschlupf auf, von Kiefernzweigen verhüllt und nicht leicht zu entdecken.

Merlin, durch Züchtung und von Natur aus ein Jagdhund mit der Spürnase eines Privatdetektivs, der dem dünnsten Faden eines aufgedröselten Geruchs folgen

konnte, zeigte allerdings keinerlei Interesse, die Fährte aufzunehmen.

Sie liefen am Waldrand erst nach Westen, dann nach Nordwesten, folgten dem Rund der Wiese und machten sich im weiten Bogen auf den Heimweg, als die Luft zu neuem Leben erwachte und in den Gräsern wisperte.

Um sie herum erhob sich von neuem der liebliche Chor der Natur: Vogelgezwitscher, das Surren von Insekten, das arthritische Knirschen der Äste von Nadelbäumen, die schwer an ihrem eigenen Gewicht trugen.

Obwohl die unnatürliche Stille gebrochen war, beunruhigte Grady immer noch das Gefühl, etwas Gespenstisches spiele sich ab. Wenn er sich umsah, wies nie etwas darauf hin, dass sich jemand an sie heranpirschte, und doch hatte er das Gefühl, er und Merlin seien nicht allein.

Auf einem langen Hang kamen sie an einen Bach, der über glattgeschliffene Felsplatten hinabstürzte. Dort, wo sich die Bäume lichteten, zeigte die Sonne silberne Schuppen auf dem Wasser, das ansonsten dunkel und glatt war.

Da andere Geräusche vom Plätschern und Gluckern des Bachs übertönt wurden, wuchs Gradys Verlangen, hinter sich zu blicken. Er widerstand dem paranoiden Drang, bis sein Gefährte stehen blieb, sich umdrehte und starr den Hügel hinunterschaute.

Er brauchte sich nicht hinzukauern, um dem Wolfshund eine Hand auf den Rücken zu legen. Merlins Körper war vor Anspannung gestrafft.

Der große, kräftige Hund suchte die Wälder ab. Seine hoch angesetzten Ohren kippten eine Spur nach vorn. Seine Nasenlöcher weiteten sich und bebten.

Merlin blieb so lange in dieser Haltung stehen, dass Grady schon glaubte, der Hund suche gar nichts, sondern wolle vielmehr einen Verfolger abschrecken. Dennoch knurrte er nicht.

Als der Wolfshund schließlich den Weg nach Hause einschlug, bewegte er sich schneller als sonst, und Grady Adams passte sein Tempo dem des Hundes an.

2

Am späten Samstagnachmittag führten die Behörden eine Razzia in der illegalen Welpenfabrik durch. Am Samstagabend nahm Rocky Mountain Gold, eine Gruppe zur Rettung von Golden Retrievern, die nur mit Freiwilligen arbeitet, vierundzwanzig Zuchttiere in Gewahrsam. Die Hunde waren verdreckt, unterernährt, mit Zecken und Flöhen übersät und litten an diversen unbehandelten Infektionen.

Dr. Camillia Rivers wurde am Sonntagmorgen um fünf nach fünf vom Läuten ihrer Notrufnummer geweckt. Rebecca Cleary, die Vorsitzende von Rocky Mountain Gold, fragte, wie viele der vierundzwanzig Hunde Cammy für nichts weiter als den Großhandelspreis der benötigten Medikamente unentgeltlich behandeln würde.

Nachdem sie einen Blick auf das Foto ihrer eigenen Golden Hündin Tessa auf dem Nachttisch geworfen hatte, die erst vor sechs Wochen gestorben war, sagte Cammy: »Bringt sie alle her.«

Ihre Praxispartnerin und Kollegin Donna Corbett hatte gerade eine Woche Urlaub. Cory Hern, der erfahrene Veterinärtechniker, war über das Wochenende in Denver, um dort Verwandte zu besuchen. Als sie Ben Aikens, den jüngeren Techniker, anrief, erklärte er sich bereit, seinen Sonntag dem guten Zweck zu opfern.

Um zwanzig nach sechs traf eine Karawane aus Gelän-

dewagen von Rocky Mountain Gold vor der bescheidenen Tierklinik Corbett ein und lieferte vierundzwanzig Golden Retriever ab, die in einem unfassbar schlechten Zustand waren. Jeder dieser Hunde war potenziell ein wunderschönes Tier, doch im Moment sahen sie aus wie die Vorboten von Armageddon.

Da sie ihr ganzes jämmerliches Dasein in beengten Käfigen zugebracht hatten und nicht nur vernachlässigt, sondern auch misshandelt und gezwungen worden waren, ohne tierärztliche Versorgung und bis zur Erschöpfung einen Wurf nach dem anderen auszutragen, waren sie furchtsam, zitterten, übergaben sich vor Angst und fürchteten sich vor jedem, der in ihre Nähe kam. Ihrer Erfahrung nach waren Menschen grausam oder bestenfalls gleichgültig, und sie erwarteten von jedermann Schläge.

Acht Mitglieder der Rettungsgruppe halfen, die Hündinnen zu baden, Fell von Entzündungsherden und wunden Stellen wegzurasieren, Knoten aus dem Fell zu schnip-peln, Zecken zu entfernen und bei weiteren Aufgaben, die alle dadurch erschwert wurden, dass man die Tiere ständig beruhigen und ihnen gut zureden musste.

Cammy merkte nicht, wie der Vormittag verstrich, bis sie um Viertel nach zwei auf ihre Armbanduhr sah. Da sie schon das Frühstück ausgelassen hatte, machte sie fünfzehn Minuten Pause und zog sich in ihre Wohnung über der Tierklinik zurück, um einen Happen zu essen.

Lange Zeit hatte Donna Corbett die tierärztliche Praxis gemeinsam mit ihrem Ehemann John geführt, der ebenfalls Veterinärmediziner war. Als John vor vier Jahren

an einem Herzinfarkt gestorben war, hatte Donna aus ihrer großen Wohnung zwei kleinere gemacht und einen Kollegen gesucht, dessen Herz ebenso sehr an Tieren hing wie ihres. Jemand, der bereit war, diese Arbeit so wie sie und John zu seinem Lebensinhalt zu machen.

Für die Corbetts war die Tiermedizin weniger ein Beruf, sondern eher eine Berufung, und daher brauchte sich Cammy auch nicht mit ihrer Kollegin zu beraten, bevor sie einwilligte, die Hündinnen aus der Zuchtfabrik kostenlos zu behandeln.

Nachdem sie sich schnell ein Käsebrod gemacht hatte, öffnete sie noch eine Flasche kalten Eistee mit Pfirsichgeschmack. Sie nahm ihr Mittagessen stehend am Spülbecken ein.

Während sie mit den Leuten von Rocky Mountain Gold gearbeitet hatte, waren zwei Anrufe eingegangen. Bei einem ging es um eine kranke Kuh. Sie verwies den Anrufer an Dr. Amos Renfrew, den besten Kuhdokter der Gegend.

Die zweite Anfrage kam von Nash Franklin und drehte sich um ein Pferd auf der High Meadows Farm. Da es nicht dringend war, würde Cammy Nash am späteren Nachmittag einen Besuch abstatten.

Sie hatte das Käsebrod fast aufgegessen, als Ben Aikens, ihr Veterinärtechniker, sie von unten anrief. »Cammy, das mußt du dir ansehen.«

»Was ist denn?«

»Diese Hunde. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Ich bin gleich da.« Sie stopfte sich den letzten Bissen Brod in den Mund und rannte noch kauend los.

Zuchttiere aus Welpenfabriken waren in der Regel durch die Misshandlung, die sie erfahren hatten, körperlich und seelisch derart traumatisiert, dass die neuartigen Erfahrungen der Freiheit – genug Auslauf, Autos, Treppenstufen, fremde Geräusche, Wasser und Seife, sogar Streicheln – einen gefährlichen Schock herbeiführen konnten. In den meisten Fällen waren chronische Dehydrierung oder unbehandelte Infektionen die Ursache des Schocks, aber es kam auch vor, dass Cammy ihn nichts anderem als der Belastung durch das Neue zuschreiben konnte.

Wenn sie von ihren Krankheiten und Leiden geheilt werden konnten, brauchten die Hunde noch Monate, um sich an ihr neues Umfeld zu gewöhnen. Doch mit der Zeit würden sie ihren Mut und die Lebensfreude wiederfinden, die für einen Golden Retriever so typisch ist. Sie würden lernen zu vertrauen, zu lieben und sich lieben zu lassen.

Während sie die Außentreppe, die zu ihrer Wohnung führte, hinunterstieg, betete sie, dass all diese Hunde überleben, sich prächtig entwickeln und nicht einer von ihnen Infektionen, Krankheiten oder einem Schock zum Opfer fallen würde.

Cammy betrat die Praxis durch den Haupteingang. Sie eilte durch das Wartezimmer, einen Flur, an dem vier kleine Untersuchungsräume lagen, und durch eine Schwingtür in den großen Raum mit gefliestem Boden. Hier waren unter anderem Behandlungs- und Pflegeeinrichtungen untergebracht.

Ein ganz anderer Anblick als die Krise, mit der sie gerechnet hatte, erwartete sie. Jede einzelne dieser brutal

misshandelten Hündinnen schien ihre Ängste abgeworfen zu haben, schien schon jetzt zugunsten eines neuen Lebens die Erinnerung an erlittene Qualen verdrängt zu haben. Schwanzwedelnd, mit leuchtenden Augen und dem berühmten Grinsen von Goldens ließen sie sich von den Freiwilligen von Rocky Mountain Gold die Bäuche und die Ohren kraulen. Sie stupsten einander an und erkundeten den Raum, schnupperten an diesem und jenem und waren neugierig auf Dinge, die ihnen noch vor wenigen Minuten Angst eingejagt hatten. Keins der Tiere lag mehr schreckensstarr da, verbarg sein Gesicht, duckte sich oder zitterte.

Dieser unglaubliche Anblick verblüffte Cammy derart, dass sie wie angewurzelt stehenblieb. Als sie dann weiter in den Raum hineinging, eilte ihr Ben Aikens entgegen.

Ben war siebenundzwanzig und hatte ein sonniges Gemüt, doch selbst er wirkte jetzt ungewohnt überschwänglich. Er strahlte geradezu vor Begeisterung. »Ist das nicht fantastisch? Hast du so was schon mal gesehen? Jetzt sag schon, Cammy, ja oder nein?«

»Nein. Noch nie. Was ist hier denn vorgefallen?«

»Wir wissen es auch nicht. Die Hunde waren vorher ängstlich, unruhig, bemitleidenswert. Dann sind sie ... also, sie sind ... sie wurden plötzlich ganz still und ruhig, alle auf einmal. Sie haben die Ohren gespitzt und gelauscht, alle miteinander, und dann haben sie etwas gehört.«

»Was haben sie gehört?«

»Ich weiß es nicht. Wir haben nichts vernommen. Sie haben die Köpfe gehoben. Sie sind alle aufgestanden.

Sie haben still dagestanden, vollkommen regungslos, sie lauschten auf etwas.«

»Was haben sie dabei angesehen?«

»Nichts. Alles. Ich weiß es nicht. Aber sieh sie dir jetzt an.«

Cammy hatte die Mitte des Raumes erreicht. Die geretteten Tiere um sie herum benahmen sich so lebhaft wie ganz gewöhnliche Hunde.

Als sie sich hinkniete, kamen zwei Goldenschwanzwedelnd auf sie zu, auf der Suche nach zärtlicher Zuwendung. Dann ein weiterer und noch einer. Und ein fünfter. Wunde Stellen, Narben, Ohrenentzündungen mit Blutergüssen, Dermatitis durch Fliegenbisse: Nichts von all dem schien für die Hunde jetzt noch von Interesse zu sein. Eine Hündin war von einer unbehandelten Augenentzündung halbblind, eine andere humpelte aufgrund einer Kniescheibenverrenkung, aber sie schienen glücklich zu sein, und sie nahmen ihr Leid klaglos hin. Struppig, lädiert, ausgemergelt und seit weniger als vierundzwanzig Stunden aus einem Leben voller Grausamkeit und Misshandlungen befreit, waren sie plötzlich und unerklärlicherweise zutraulich und furchtlos.

Rebecca Cleary, die Vorsitzende der Rettungsgruppe, kniete neben Cammy. »Kneif mich mal. Das muss ein Traum sein.«

»Ben sagt, sie seien alle gleichzeitig aufgestanden und hätten gelauscht.«

»Mindestens eine Minute lang. Sie haben gespannt gehorcht. Wir waren überhaupt nicht mehr da.«

»Wie meinst du das?«

»Als hätten sie uns nicht mehr wahrgenommen. Fast ... wie in Trance.«

Cammy hielt den Kopf eines Retriever in ihren offenen Handflächen und rieb mit ihren Daumen seine Lippen. Der Hund, der kurz vorher noch so furchtsam und scheu gewesen war, nahm die Gesichtsmassage mit Vergnügen an, sah ihr in die Augen und wandte den Blick nicht ab.

»Zuerst«, sagte Rebecca, »war es gespenstisch ...«

Die Augen des Tieres waren so golden wie sein Fell.

»... und dann haben sie uns wieder wahrgenommen und es war wunderbar.«

Die Augen der Hündin leuchteten wie Edelsteine. Wie Topase. Sie schienen von innen heraus zu strahlen. Augen von großer Schönheit – klar, direkt und tief.

3

Die Abzweigung auf den ungepflasterten Weg kam dort, wo er sie erwartet hatte, zweihundert Meter nach dem Meilenstein 76 auf dem State Highway. Er ließ den Wagen ausrollen, bis er fast stehen blieb, da er befürchtete, seine Hoffnungen würden sich nicht erfüllen. Dann lenkte er den Landrover nach rechts auf die einspurige Straße.

Henry Rouvroy hatte seinen Zwillingbruder James seit fünfzehn Jahren nicht gesehen. Er war nervös, aber auch unbeschreiblich glücklich über die Aussicht auf ein Wiedersehen.

Ihre Lebenswege hatten in verschiedene Richtungen geführt. So viel Zeit war so schnell vergangen.

Als Henry die Idee gekommen war, die Verbindung zu Jim von neuem aufzunehmen, hatte er sie anfangs gleich wieder verworfen. Er machte sich Sorgen, er würde nicht willkommen sein.

Sie hatten nie die legendäre unerklärliche Verbundenheit von eineiigen Zwillingen gespürt. Andererseits waren sie auch nie aneinandergeraten. Es gab kein böses Blut zwischen ihnen, keine Verbitterung.

Sie waren ganz einfach verschieden gewesen und hatten sich für unterschiedliche Dinge interessiert. Sogar in ihrer Kindheit war Henry schon der Geselligere gewesen, immer von einer Schar Freunde umgeben. Henry war er-

folgreich, wenn es um Sport, Spiele, Aktivitäten und Herausforderungen ging. Jimmy begnügte sich mit Büchern.

Als ihre Eltern sich scheiden ließen, waren sie zwölf. Statt sich das Sorgerecht für die beiden Jungen zu teilen, holte ihr Vater Henry zu sich nach New York, und ihre Mutter ließ sich mit Jimmy in einer Kleinstadt in Colorado nieder. Diese Lösung erschien allen Beteiligten richtig und ganz natürlich.

Seit sie zwölf Jahre alt gewesen waren, hatten sie einander nur ein einziges Mal gesehen, im Alter von zweiundzwanzig, bei der Testamentseröffnung ihres Vaters. Ein Jahr vor dem Hinscheiden des alten Mannes war ihre Mutter an Krebs gestorben.

Sie einigten sich darauf, in Verbindung zu bleiben. Im Lauf des folgenden Jahres schrieb Henry fünf Briefe an seinen Bruder, von denen Jim zwei beantwortete. Seitdem schrieb ihm Henry seltener, und Jim antwortete nie mehr.

Obwohl sie Brüder waren, akzeptierte Henry, dass sie einander völlig fremd waren. Wenn er sich auch noch so sehr wünschen mochte, Teil einer intakten Familie zu sein, die Realität sah eben anders aus.

Aber unser Herz sehnt sich wohl von Natur aus am meisten danach, was es nicht haben kann. Die Zeit und die Umstände hatten Henry hierhergeführt, ins ländliche Colorado, weil er hoffte, ihre Beziehung könnte sich verändern.

Kiefern wuchsen dicht an der Straße und ihre herabhängenden Zweige stießen wenige Zentimeter über dem Autodach aneinander. Sogar bei Tag musste man mit Licht fahren.

Vor Jahren hatte dieses Land der University of Colorado gehört. Jims abgelegenes Haus hatte eine Reihe von Forschern beherbergt, die das Ökosystem der Koniferen studiert und Theorien zur Forstwirtschaft erprobt hatten.

Der harte Lehmboden wich stellenweise Schiefererton, und am Ende des Weges, eine knappe Meile von der gepflasterten Schnellstraße entfernt, traf Henry auf das Anwesen seines Bruders.

Das einstöckige, mit Schindeln verkleidete Haus war von einer breiten Veranda mit einer Hollywoodschaukel und Schaukelstühlen umgeben. Es war zwar bescheiden, doch es wirkte gepflegt und gemütlich.

Weiden und Espen spendeten Schatten.

Henry wusste, dass die Lichtung zwei Hektar Felder umfasste, denn »Zwei Hektar« war der Titel eines der Gedichte seines Bruders. Jims Lyrik war in vielen renommierten Zeitschriften erschienen und zwei schmale Bände mit seinen Gedichten waren verlegt worden.

Mit Lyrik war heute kein Geld mehr zu machen. Jim und seine Frau Nora bewirtschafteten ihre zwei Hektar als Gemüsegärtnerei und verkauften ihre Erzeugnisse an einem Stand auf dem regionalen Bauernmarkt.

An die Scheune war ein großer Hühnerstall angebaut, und davor befand sich ein eingezäunter Auslauf. Eine beachtliche Hühnerschar teilte sich bei schönem Wetter den Hof, blieb im Winter in dem gut isolierten Stall und legte Eier, die Jim und Nora ebenfalls verkauften.

Sie nähte ausgesucht schöne Patchworkdecken, die als Kunstobjekte gehandelt wurden. Die Quilts wurden in Galerien verkauft und Henry vermutete, dass sie den

Großteil ihres Einkommens ausmachten, obwohl die beiden keineswegs reich waren.

All das wusste Henry aus den Gedichten seines Bruders. Harte Arbeit und das Leben auf dem Bauernhof lieferten ihm die Themen für seine Verse. Jim war der Letzte in einer langen Tradition amerikanischer Bauernliteraten.

Als er dem unbefestigten Weg zwischen dem Haus und der Scheune folgte, sah Henry seinen Bruder mit einer Axt Klafterholz spalten. Eine Schubkarre voller Holzscheite stand neben ihm. Er parkte und stieg aus dem Landrover.

Jim versenkte die Axt in dem Stumpf, den er als Hackklotz benutzte, und ließ sie dort stecken. Er zog seine Arbeitshandschuhe aus abgetragenen Leder aus und sagte: »Mein Gott, Henry?«

Sein ungläubiger Gesichtsausdruck entsprach nicht ganz der Begeisterung, die sich Henry erhofft hatte. Aber dann lächelte er strahlend und kam auf ihn zu.

Als er ihm zur Begrüßung die Hand hinhielt, war Henry überrascht und erfreut, dass Jim ihn stattdessen an sich drückte.

Henry trainierte mit Gewichten und auf dem Laufband, doch Jim hatte die bessere und kräftigere Muskulatur. Jims Gesicht war von Wind und Wetter gegerbt und noch vom Sommer gebräunt.

Nora kam aus dem Haus auf die Veranda, weil sie sehen wollte, was los war. »Gütiger Himmel, Jim«, sagte sie, »du hast dich klonen lassen.«

Sie sah gut aus mit ihrem seidigen weißblonden Haar

und Augen, deren Blau dunkler als der Himmel war. Ihr Lächeln war bezaubernd, ihre Stimme wohlklingend.

Sie war fünf Jahre jünger als Jim und hatte ihn laut der biografischen Angaben in den Gedichtbänden vor zwölf Jahren geheiratet. Henry war ihr nie begegnet und hatte auch kein Foto von ihr gesehen.

Sie nannte ihn Claude, doch er verbesserte sie schnell. Er benutzte nie seinen ersten Vornamen, sondern hörte nur auf den zweiten.

Als sie ihm einen Kuss auf die Wange drückte, roch ihr Atem nach Zimt. Sie sagte, sie hätte gerade an einer Zimtschnecke geknabbert, als sie den Landrover kommen hörte.

Drinne lagen auf dem Küchentisch neben dem Teller mit den Zimtschnecken fünf Mehrzweckmesser, von denen Henry vermutete, dass man sie auf einer Farm benutzte.

Als Nora Kaffee einschenkte, sagte sie nichts über die Messer. Auch Jim äußerte sich nicht dazu, als er sie, zusammen mit zwei schartigen Schleifsteinen, vom Tisch auf eine Arbeitsfläche in der Nähe räumte.

Nora bestand darauf, dass Henry bei ihnen wohnte, warnte ihn jedoch, das aufklappbare Sofa in dem beklemmend kleinen Zimmer, das Jim als sein Büro bezeichnete, sei die einzige Schlafgelegenheit, die sie ihm zu bieten hätten.

»Seit neun Jahren haben wir keinen Gast mehr gehabt, der über Nacht geblieben ist«, sagte Jim, und Henry kam es so vor, als tauschten Mann und Frau einen vielsagenden Blick.

Bei selbst gebackenen Zimtschnecken und Kaffee am Küchentisch kamen die drei mühelos ins Gespräch.

Nora erwies sich als charmant, und ihr Lachen war ansteckend. Ihre Hände waren von der Arbeit kräftig und rau und doch feminin und wohlgeformt.

Sie hatte nichts mit den Hyänenweibern gemein, die in Henrys Kreisen in der Stadt verkehrten. Er freute sich für seinen Bruder.

Doch während er noch darüber staunte, wie herzlich sie ihn willkommen hießen und ihm das Gefühl gaben, er sei hier zu Hause und unter seinen Angehörigen – ein Gefühl, das er bei Jim bisher noch nie gehabt hatte –, war Henry nicht ganz wohl zumute.

Sein undefinierbares Unbehagen entsprang zum Teil dem Eindruck, Jim und Nora führten ein Privatgespräch, das keine Worte brauchte, sondern sich auf verstohlene Blicke, kleine Gesten und subtile Körpersprache beschränkte.

Jim staunte darüber, dass jemand Henrys Aufmerksamkeit auf seine Gedichte gelenkt hatte. »Wie kommen die Leute überhaupt auf den Gedanken, wir seien miteinander verwandt?«

Sie trugen nicht beide den Nachnamen Rouvroy. Nach der Scheidung ihrer Eltern hatte Jim offiziell den Mädchennamen seiner Mutter angenommen und hieß fortan Carlyle.

»Tja«, sagte Henry trocken, »vielleicht liegt es an deinem Foto auf dem Umschlag.«

Jim lachte über seine eigene Begriffsstutzigkeit, und obwohl ihm das Lob seines Bruders peinlich zu sein schien,

sprachen sie über seine Gedichte. Henrys Lieblingsgedicht, »Die Scheune«, schilderte das bescheidene Innere dieses Gebäudes mit so reichen Bildern und so viel Gefühl, dass es klang, als sei diese Schönheit nicht weniger erhaben als die einer Kathedrale.

»Die größte Schönheit liegt immer in alltäglichen Dingen«, sagte Jim. »Möchtest du dir die Scheune vielleicht ansehen?«

»Ja, gern.« Henry bewunderte die Lyrik seines Bruders noch mehr, als er es bisher hatte ausdrücken können. Jims Gedichte besaßen eine unbeschreibliche Eigenart, die so betörend war, dass man nicht leicht darüber diskutieren konnte. »Ich würde mir die Scheune wirklich gern ansehen.«

Jim, der eindeutig in diesen Flecken Erde verliebt war, den er und Nora sich zu eigen gemacht hatten, strahlte, nickte und stand vom Tisch auf.

Nora sagte: »Ich werde inzwischen die Schlafcouch beziehen und mir Gedanken darüber machen, was es zum Abendessen gibt.«

Als er Jim aus der Küche folgte, warf Henry einen Blick auf die Messer, die auf der Arbeitsfläche lagen. Bei genauerer Betrachtung wirkten sie weniger wie gewöhnliche Arbeitsmesser, sondern eher wie Hieb- und Stichwaffen. Die brünierten Klingen waren zehn und zwölf Zentimeter lang und in zwei Fällen schien es sich um eine Art Springmesser zu handeln.

Aber andererseits wusste Henry nichts über die Arbeiten auf einer Farm. Diese Messer konnten in jedem Geschäft für Landwirtschaftsbedarf Standardware sein.

Draußen war die Nachmittagsluft immer noch mild. Von den Scheiten stieg der Geruch nach Kiefernholz auf.

Über ihren Köpfen glitten in Kreisen, die sich überschnitten, zwei prachtvolle Vögel mit einer Spannweite von mehr als einem Meter. Die Brustfedern des ersten waren weiß mit schwarzen Flügelspitzen. Der zweite war kräftig weiß und braun gebändert.

»Kornweihen«, sagte Jim. »Der weiße mit den schwarzen Spitzen ist das Männchen. Kornweihen sind Greifvögel. Wenn sie auf der Jagd sind, fliegen sie niedrig über Felder und töten, indem sie plötzlich herabstoßen.«

Er lockerte die Axt und zog sie aus dem Baumstumpf, den er als Hackklotz benutzte.

»Die bringe ich besser gleich in die Scheune«, sagte er, »bevor ich sie vergesse und sie über Nacht draußen lasse.«

»Kornweihen«, sagte Henry. »Sie sind so schön, dass man sich nicht vorstellen kann, sie würden töten.«

»Sie ernähren sich vorwiegend von Mäusen«, sagte Jim. »Aber auch von kleineren Vögeln.«

Henry schnitt eine Grimasse. »Du meinst sie sind Kannibalen?«

»Sie fressen keine anderen Kornweihen. Wenn sie sich von kleineren Vögeln ernähren, fällt das ebenso wenig unter Kannibalismus wie unser Verzehr von anderen Säugetieren – Schweinen oder Kühen.«

»Vermutlich verklärt man die Natur, wenn man in der Stadt lebt«, sagte Henry.

»Nun ja, wenn man akzeptiert, wie es zugeht, dann besitzt der Tanz von Raubtieren und ihrer Beute sogar eine herbe Schönheit.«

Auf dem Weg zur Scheune trug Jim die Axt in beiden Händen, als würde er sie jederzeit heben und schwingen, falls er etwas sah, das abgehackt werden musste.

Die Kornweihen waren vom Himmel verschwunden.

Als Henry zum Haus zurückblickte, sah er, dass Nora sie von einem Fenster aus beobachtete. Mit ihrem bleichen Haar und ihrer weißen Bluse sah sie hinter der Glasscheibe aus wie ein Geist. Sie wandte sich ab.

»Leben und Tod«, sagte Jim, als sie die Scheune fast erreicht hatten.

»Wie bitte?«

»Raubtiere und ihre Beute. Die Notwendigkeit des Todes, wenn das Leben Sinn und Maß haben soll. Der Tod als Bestandteil des Lebens. Ich arbeite an einer Reihe von Gedichten zu diesen Themen.«

Jim öffnete den mannshohen Eingang neben den größeren Scheunentoren. Henry folgte seinem Bruder in den Keil Sonnenschein, den die offene Tür in diesen fensterlosen und ansonsten dunklen Raum warf.

Drinne packte Henry in dem Moment, bevor das Licht anging, die Erwartung, ihm würde sich gleich ein Anblick bieten, auf den ihn Jims Gedicht nicht vorbereitet hatte. Als seien das Gedicht, der Gemüseanbau, die Patchworkdecken und das Image einfacher Leute alles Lügen und die Realität dieses Ortes und dieser Menschen schrecklicher als alles, was er sich vorstellen konnte.

Als Jim einen Lichtschalter betätigte, erhellte eine Kette von nackten Glühbirnen diesen höhlenartigen Raum und zeigte, dass die Scheune nichts weiter als eine Scheune war. Ein Traktor und ein Löffelbagger waren links ge-

parkt. Zwei Pferde standen in Boxen an der rechten Wand. Es duftete nach Heu und Hafer.

Obwohl sich Henrys alarmierende Vorahnung als unzutreffend erwiesen hatte und obwohl er wusste, dass die Furcht vor seinem Bruder so absurd war wie die Furcht vor dem Traktor oder den Pferden oder dem Geruch des Heus, wollte das Gefühl, eine unbeschreibliche Gräueltat stünde bevor, nicht nachlassen.

Hinter ihm schwang die Tür der Scheune zu, von ihrem eigenen Gewicht in Bewegung gesetzt.

Jim drehte sich mit der Axt zu ihm um, Henry wich zurück und Jim ging um ihn herum, um die Axt an ein Werkzeuggestell zu hängen.

Mit Herzrasen und plötzlich keuchendem Atem zog Henry die SIG P245 aus dem gut sitzenden Schulterhalter unter seiner Jacke und gab aus nächster Nähe Schüsse auf seinen Zwillingbruder ab, zwei in die Brust und einen ins Gesicht.

Henry war in der Hoffnung hergekommen, sein Verhältnis zu seinem Bruder würde sich ändern, und diese Hoffnung hatte sich erfüllt. Claude Henry Rouvroy war auf dem besten Weg, James Carlyle zu werden.

Die Pistole war mit einem Schalldämpfer ausgerüstet, und die Schüsse klangen nicht lauter als Pferdefurze. Tatsächlich war keines der beiden Pferde über die Geräusche erschrocken.

Henry stand über der Leiche und zwang sich, wieder ruhiger zu atmen. Zitternd schob er die Pistole ins Schulter zurück, um zu vermeiden, dass er versehentlich noch einen Schuss abgab.

Er hatte sich Sorgen gemacht, sein Bruder würde argwöhnisch werden, und er hatte befürchtet, er würde nicht in der Lage sein, den Abzug zu betätigen, wenn der rechte Moment gekommen war. Während er bemüht gewesen war, diese Befürchtungen beharrlich zu unterdrücken, damit er seinen Plan in die Tat umsetzen konnte, hatte er seine Motive auf Jim übertragen, sich eine Verschwörung zwischen ihm und Nora eingebildet und in alltäglichen Gebrauchsgegenständen – den Messern, der Axt – Indizien für finstere Absichten gesehen. Er hatte unschuldige Handlungen als Bedrohung gedeutet: Nora, die am Fenster gestanden und sie beobachtet hatte, Jim, der über Kornweihen sprach, über Raubvögel und ihre Beute.

Nach ein paar Minuten, als er wieder normal atmete und das Zittern nachgelassen hatte, konnte Henry über sich selbst lachen. Sein Gelächter war leise, hatte jedoch etwas an sich, das die Pferde aufschreckte. Sie wieherten nervös und scharrtten mit ihren Hufen auf dem Stallboden.

4

Grady Adams lebte in einem zweistöckigen Haus mit silberweißer Zedernholzverkleidung und einem schwarzen Schieferdach, dem letzten von zehn Wohnhäusern an einer Landstraße. Die zweispurige Asphaltstraße hatte keinen offiziellen Namen, nur eine Nummer, doch die Ortsansässigen nannten sie Cracker's Drive, nach Cracker Conley, der das Haus, in dem Grady jetzt wohnte, erbaut und vierzig Jahre dort gelebt hatte.

Niemand konnte sich an Crackers richtigen Vornamen erinnern und auch nicht daran, warum er Cracker genannt worden war. Offenbar war er ein Exzentriker gewesen und mit Sicherheit ein zurückgezogener Mensch, denn für die Einheimischen war Cracker eher eine Legende als ein echter Nachbar, mit dem man Umgang gehabt hatte.

In der Vorstellung der Ortsansässigen hatte Conleys Verlangen nach Einsamkeit den Charakter des Hauses für alle Zeiten geprägt. Sie nannten es selten das Conley-Haus oder Crackers Haus und niemals das Adams-Haus oder auch nur das Haus am Ende der Straße. Es war als das Haus des Einsiedlers bekannt, und wie aus Respekt vor dieser Bezeichnung neigten sie dazu, Abstand zu halten.

Die meiste Zeit über passte ihre Zurückhaltung Grady gut in den Kram. Er war kein Misanthrop. Aber in den letzten Jahren hatte er genug – um nicht zu sagen: zu viele

Erfahrungen mit Menschen gemacht und war deshalb in diese spärlich besiedelten Berge zurückgekehrt. Zumindest eine Zeit lang, vielleicht auch für länger, zog er die Einsamkeit vor, die Cracker Conley anscheinend so geschätzt hatte.

Nach der Rückkehr von dem Spaziergang, auf dem ihm die faszinierenden Tiere begegnet waren, bereitete Grady in der Küche Merlins Vier-Uhr-Mahlzeit zu. Die Zubereitung dauerte länger als ihr Verzehr.

»Du hast den richtigen Namen, wenn man bedenkt, wie du Essen verschwinden lässt.«

Der Hund leckte sich die Lefzen und schlenderte zur Tür, um hinausgelassen zu werden.

Die Hälfte des gut einen Hektar großen Grundstücks lag hinter dem Haus. Nach seinem frühen Abendessen streifte der Hund gern über das Anwesen und beschnupperte das Gras, um in Erfahrung zu bringen, welche Geschöpfe aus Feld und Wald kürzlich zu Besuch gewesen waren. Der Garten hinter dem Haus war quasi Merlins Tageszeitung.

Grady setzte sich mit einer eiskalten Flasche Bier auf die hintere Veranda, in einen der beiden Schaukelstühle aus Teakholz mit weinroten Polstern.

Ein niedriges Tischchen mit einer schwarzen Marmorplatte stand neben dem Stuhl. Auf dem Tisch stapelten sich drei Nachschlagewerke aus seiner Bibliothek.

Mit der Aufmerksamkeit eines Kriminalbeamten an einem Tatort sog Merlin mit der Nase im Gras jeden Hinweis auf die Identitäten sämtlicher unbefugter Eindringlinge auf.

Eine hohe Papierbirke ragte über die Nordseite des Hauses und drei weitere zierten den Garten. Die weiße Rinde war von der Nachmittagssonne stellenweise golden getönt. Zeitweilig schien Merlin dem verschlungenen Muster zu folgen, das die Bäume auf den Rasen warfen, als handelte es sich bei ihren Schatten um eine Geheimschrift, die er zu lesen und zu dechiffrieren beabsichtigte.

Um Merlin zurückzuhalten, bedurfte es keines Zauns. Er lehnte sich nie gegen die Regel auf, in Sichtweite seines Herrn zu bleiben.

Gradys Grundstück endete da, wo gemähter Rasen an hohes Gras grenzte. Der Wald ragte finster auf, das Gelände stieg mit ihm an, die Vorgebirge brachen sich in grünen Wellen an den Bergen, und die Berge erhoben sich steil.

Von Zeit zu Zeit markierte Merlin sein Revier. Für sein großes Geschäft lief er in das hohe Gras, wo keine Notwendigkeit bestand, seine Hinterlassenschaft wegzuräumen. Aber selbst dabei blieb er in Sichtweite, denn das Gras reichte ihm nicht über die Brust.

Wenn er danach in den Garten zurückkehrte, rannte er in großen Kreisen und Achterfiguren, ohne dabei auf etwas Jagd zu machen. Er rannte aus reiner Freude an der Bewegung. Seine langen Beine waren für schnelles, ausdauerndes Laufen geschaffen, sein Herz für die Lebensfreude.

Die Schönheit des Hundes war nicht nur das Produkt einer gelungenen Züchtung, sondern auch eine tiefere Schönheit, die ihren Ursprung bestätigt und Hoffnung wachruft. Zwei Dinge waren für Grady die reine Wohltat:

handwerklich hochwertige Möbel herzustellen – er war Kunstschreiner – und Merlin zu beobachten.

Als der Wolfshund auf die Veranda zurückkehrte, aus seinem Wassernapf trank und sich erschöpft und glücklich neben den Schaukelstuhl legte, nahm Grady das erste Buch vom Tisch. Wie die anderen beiden war es ein Nachschlagewerk über die Wildtiere in dieser Bergregion.

Er hatte die Hektik gegen das Landleben, Macht gegen inneren Frieden und Blendwerk gegen die Ehrlichkeit dieser natürlichen Landschaft eingetauscht. Nichts an dieser Landschaft war gekünstelt, denn die Natur war über bloße Kunst erhaben und hatte keinerlei künstlerische Ambitionen.

Nachdem er diesen Handel eingegangen war, wollte er die Namen der Dinge wissen, die er an dieser Gegend liebte. Wenn man sich die Mühe machte, die Namen von Dingen zu erfahren, erwies man ihnen damit Respekt.

Seine Bibliothek umfasste Dutzende von Bänden über die Flora und Fauna, die Geologie und die Naturgeschichte dieser Berge. Die drei gewählten Bände enthielten mehr Fotografien als die anderen.

In keinem der drei Bücher war ein Bild von einem Tier, das auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit den beiden Geschöpfen auf der Wiese zeigte.

Als die Sonne auf die Berggipfel herabsank, erhob sich Merlin und trabte zu den Stufen, die zur Veranda führten. An ihrem oberen Ende blieb er wie ein Wachposten stehen. Er blickte über den Garten auf das hohe Gras und die Wälder dahinter.

Dann gab der Wolfshund einen Laut von sich, der zwischen Schnurren und leisem Knurren lag, nicht so, als wolle er ihn vor einer Gefahr warnen, sondern eher, als verwirre ihn etwas.

»Was ist los? Riechst du etwas, Großer?«

Merlin sah Grady nicht an, sondern starrte weiterhin wie gebannt auf die tiefer werdenden Schatten zwischen den Bäumen in der Ferne.

5

Wände aus schimmerndem Gold und ein goldener Schatz, der zu beiden Seiten der asphaltierten Straße herabrieselte: Der Privatweg, der zur High Meadows Farm führte, wurde von zitternden Espen in herbstlichem Gewand gesäumt, das der spätnachmittäglichen Sonne Wert verlieh und verschnörkelte Muster aus Licht und Schatten auf die Windschutzscheibe von Cammys Explorer warf.

Sie fuhr an dem eleganten Haus vorbei zu den Gestütsgebäuden und parkte am Ende einer Reihe von Pferdeanhängern. Mit ihrer Ärztetasche lief sie über den Reitplatz, der von zwei smaragdgrün gestrichenen Ställen mit weißen Zierleisten flankiert wurde.

Ein vielversprechender Einjähriger war an Urtikaria erkrankt – Nesselausschlag, wie die älteren Stallburschen es nannten. Diese allergische Reaktion würde mit der Zeit von selbst zurückgehen, aber Cammy konnte dem Tier eine Antihistaminspritze geben, um ihm Linderung zu verschaffen.

Am Ende des Gartens waren in einem dritten Gebäude die Sattelkammer und das Büro des Trainers Nash Franklin untergebracht. Die Unterkünfte der Pferdepfleger befanden sich in der Etage darüber.

In Nashs Büro brannte Licht. Die Tür stand offen, aber Cammy traf niemanden an. Der riesige Raum für das Sattel- und Zaumzeug erwies sich ebenfalls als menschenleer.



Dean Koontz

Die Unbekannten

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07846-1

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Sie kommen im Dunkel der Nacht

Auf einem einsamen Spaziergang begegnet Grady Adams etwas Unglaubliches: zwei hundeähnliche Wesen, die nicht von dieser Welt zu sein scheinen. Woher aber kommen sie dann? Und noch wichtiger: Wieswegen sind sie hier? Im Namen der nationalen Sicherheit riegeln Soldaten und Wissenschaftler das Gebiet ab. Aber wer ist die eigentliche Gefahr? In einer Welt, die von Tag zu Tag mehr dem Bösen anheimfällt, muss Grady Adams die Entscheidung seines Lebens treffen.